

Unverkäufliche Leseprobe



Elisabeth von Thadden
Die Berührungslose Gesellschaft

2018. 205 S.
ISBN 978-3-406-72782-5

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/24603108>

© Verlag C.H.Beck oHG, München

C·H·Beck

PAPERBACK

Die
berührungslose
Gesellschaft

ELISABETH
VON THADDEN

C.H.BECK

Originalausgabe

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2018
Satz: C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Umschlaggestaltung: Geviert, Grafik & Typografie,
Andrea Hollerieth unter Verwendung von Motiven von Shutterstock
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier
(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)
ISBN 978 3 406 72782 5
Printed in Germany

www.chbeck.de

«Jeder hat das Recht auf Leben und körperliche Unversehrtheit.
Die Freiheit der Person ist unverletzlich.»

Art. 2,2 Grundgesetz

«Der handelnde Leib, seine Bewegungen und Rhythmen, seine
Gesten und Kadenzen bilden das Zuhause, das mehr ist als
Obdach, Zelt oder Haus.»

Ivan Illich, Genus

«In Wahrheit haben sich die Worte, anstatt in meinem visuel-
len Gedächtnis haften zu bleiben, in meinem Tastsinn zusam-
mengedrängt und sind miteinander verwachsen, und heute
weiß ich, dass es diese Worte sind, die in meinen Fingerspitzen
kribbeln, die versuchen, aus meinen Fingerspitzen, aus
meinem ganzen Körper herauszusprudeln.»

Barbara, Es war einmal ein schwarzes Klavier

Inhalt

Eingangs: Eine merkwürdige Umarmung 9

1. Fingerspitzengefühl: Vom Berühren 17

1.1 Antastbar: Zu Besuch beim Tastsinnexperten 17

1.2 Berührungslos: Ist die Gesellschaft «unterkuschelt»? 25

1.3 Fingerspitzengefühl: Finger, Berührung und Taktgefühl
als Voraussetzung von Gesellschaft 28

1.4 Lebendig: Wie die Sexualwissenschaft heute Offenheit,
Verletzbarkeit und Angst versteht 36

1.5 Berühren als Wechselwirkung: Was eine Masseurin und
ihre Hände zu sagen haben 42

1.6 Wo Berührung oft fehlt: Hand in Hand oder der aktuelle
Pflegebericht 45

2. Recht: Was die Moderne sich vom Leibe hält 51

2.1 Vom Fortschritt 51

2.2 Unversehrt, unantastbar, unverletzlich: Das Grundgesetz
von 1949 und die Erklärung der Menschenrechte von
1948 55

2.3 Mitgefühl, Schmerz, Verletzbarkeit: Die moderne Vor-
geschichte von 1776 und 1789 61

2.4 Liebe muss nicht weh tun: Von Denis Diderot zu Martha
Nussbaum 66

2.5 Körperstrafen: Gewalt besteht auch in modernen Rechts-
ordnungen fort 71

2.6 Unumkehrbar weiblich 79

3. Abstand: Beinfreiheit für den Körper	87
3.1 Leise Aversion: Komm mir nicht zu nah	87
3.2 Dichte: Von Wohnflächen, vom Zusammenleben und Flüchtlingsunterkünften	91
3.3 Freiwillig nah: Tiny-Häuser und ein Wiener Wohnprojekt	100
3.4 Monaden: Freiwillige und ungewollte Einsamkeit	109
3.5 Berühren auf Distanz: Von Bildschirmen, Therapien, Eltern und Kindern	114
4. Alles oder nichts? Das gejagte Selbst	121
4.1 Auf dem Körperarbeitsmarkt: Was das Selbst alles zu tun hat	121
4.2 Evaluierung und Vertrag: Willkommen in Klings «Qualityland»	127
4.3 Körper, Leib, der andere Mensch: Die verkörperte Freiheit	134
4.4 Die Macht des «Gegenmenschen»: Jean Améry's «Folter»	138
4.5 Nichts berührt mich: Von Georg Büchners «Lenz» zur Playlist im Smartphone	142
4.6 Resonanz: Hartmut Rosas Soziologie der Weltbeziehung	148
Ausgangs: Auf dünnem Eis	155
Dank	161
Anmerkungen	163
Literatur und Quellen	199

Eingangs: Eine merkwürdige Umarmung

Ein Sommertag, Bahnhof Jena Paradies. Der Blick fällt auf eine riesige Werbefläche: In der Dusche steht eine dunkelhaarige Schöne und wird von einem schemenhaften Phantasiegebilde aus weißem Seifenschaum innig umarmt. Das Seifenwesen umschlingt das Menschenkind bergend und begütigend. Warum tut es das? Nun: um «Ihre Haut in Schutz zu nehmen», wie es die Bahnsteigreklame erklärt. Merkwürdig, da kommt einiges zusammen. «Ihre Haut», Abstand mithin, dieser Mensch wird gesiezt. «Schutz», Fürsorge also, für den verletzlichen Menschen. «Haut», die Membran, an der sich entscheidet, ob eine Berührung verletzend ist. In einer Seifenumarmung.

Die Zeichen und Spuren des Alltäglichen erzählen, was sich gerade in den Köpfen und Gefühlen einer Gesellschaft vollzieht. Und sie stellen einen unversehens auf einem Bahngleis vor Fragen wie diese: Was ist in einer Gesellschaft passiert, in der die Vorstellung anziehend sein soll, von Seifenschaum innig beschützt zu werden? Noch ein Blick, noch eine Verblüffung: Die weiße Seifenfigur auf der Werbewand ist weder Mann noch Frau, sie ist beides zugleich, und sie zeigt mit gleich zwei Ikonen der westlichen Kunstgeschichte eine auffällige Ähnlichkeit: Von Botticellis Venus mit ihrem gelösten Haar, dem um 1484

entstandenen Inbegriff der Erotik weiblicher Prägung, hat sie den Kopf und die fliegenden Haare. Und sie erinnert an den männlichen Gott Jupiter, der auf Correggios Gemälde von 1531 in Gestalt einer küssenden Wolke die makellos weiße Io umarmt.

Da rührt also ein Seifenschaumhersteller im akut krisengeschüttelten Europa dank einer gebildeten Werbeagentur an einen wunden Punkt: Berührung soll sein, nicht aber Verletzung. Verwundbarer als in der Dusche kann man seit Alfred Hitchcocks Film *Psycho* kaum wirken. Die plakatierte Seifenschöne indes erfährt eine Berührung, die wohltut, jenseits herkömmlicher Sexualitäten, und diese bietet einen Schutz, den sie genießt. In der Wirklichkeit realer Körper aus Fleisch und Blut hingegen bedeutet Berührung, wie jeder weiß, mehr. Sie kann elektrisieren, sie kann öffnen, bedrohen, verwunden, ekeln und unüberschaubar riskant sein. Das Dilemma liegt zu Tage: Die Verletzung, vor der jeder Schutz sucht, und die Zuwendung, die jeder braucht, sind die beiden Seiten derselben Offenheit für Nähe. Nähe soll sein, aber irgendwie nicht zu nah kommen. Bei anderen Menschen weiß man nie, wie gefährlich oder lästig sie sind: Seifenschaum, in den man sich selbst hüllt, ist sicherer.

Von dem Dilemma, das die kunstreiche Seifenumarmung ins Bild setzt, handelt dieses Buch. Es fragt, was heute Berührung bedeutet. Heute, während wir epochale Umbrüche am lebendigen Leibe erleben: Wo in unseren spätmodernen Gesellschaften jeder mehr Wohnraum für sich allein hat denn je, wo jeder ein Recht auf Unversehrtheit genießt und Körperverletzung geahndet wird. Wo Mobilität und digitale Technik unseren leiblichen Abstand herstellen. Wo jeder möglichst unbehelligt ein singuläres Körperkapital zu Markte tragen will, aber die Einsamkeit wächst und mit ihr auch Angst.

Die These meines Buchs lautet: Unsere Gesellschaft spürt beunruhigt, dass selbst die perfektsten Körper verwundbar sind,

und dass sie doch notwendig der Nähe und Berührung bedürfen. Jeder trägt den Zwiespalt, Nähe zu brauchen und doch in seiner Verletzbarkeit vor unfreiwilliger Nähe geschützt sein zu wollen, am eigenen Leibe aus. Noch steht nicht fest, ob wir eher auf eine Gesellschaft zusteuern, in der Menschen angstlos zugewandt sein können und einander freiwillig nah kommen – oder ob es eine Gesellschaft sein wird, in der argwöhnische Verschlussenheit, Kontrollbedürfnis und eine aseptische Berührungslosigkeit vorherrschen. Beides liegt in der Luft.

Der britisch-polnische Soziologe Zygmunt Bauman hat in der letzten Publikation vor seinem Tod *Retrotopia* beschrieben, wie grenzüberschreitende Krisen und Szenarien unkalkulierbarer Gewalt uns Bürger der westlichen Welt heute an unsere Verwundbarkeit erinnern.¹ Wir hatten es fast vergessen, obwohl, wie Zygmunt Baumans Werk deutlich macht, die Moderne von Anfang an dieses Doppelgesicht trägt: In ihr wirken die universellen Gleichheitsideale der Aufklärung, die körperliche Grausamkeit und den physischen Schmerz durch das Recht einhegen wollen, ebenso fort wie die erfahrene Realität barbarischer Gewalt.²

Wir spätmodernen Individuen hatten uns gründlich abgedichtet, mit einer undurchdringlichen Siegfriedhaut, Ohrstöpsel eingesetzt, Blick aufs Smartphone gesenkt, unstörbar, um allen Wettbewerben beweglich gewachsen zu sein. Doch selbst der flüchtigste Blick auf die Bildschirme führt uns vor Augen: Millionen gefährdeter Menschen in Europas unmittelbarer Nachbarschaft zeigen multimedial unabweisbar, was reale Verletzbarkeit ist, vor der Staaten sie nicht schützen. Der bulgarische Politologe Ivan Krastev gibt in seinem Essay *Europadämmerung* zu bedenken, dass besonders die Bürger des Westens im Zeichen der Flüchtlingskrise und der Instabilität des europäischen Gefüges der eigenen Verletzbarkeit neu gewahr werden, die sie doch seit 1945 hinter sich lassen wollten.³

Um die menschliche Verletzbarkeit geht es mir in diesem Buch.⁴ Die Krisenbefunde will ich wörtlich nehmen und ihnen nachgehen: am Körper. Er ist ein Schauplatz des Wandels. Die Moderne mit ihrem Anspruch, allen gleichermaßen Raum und Schutz für die Entfaltung des Selbst zu geben, hat dem Körper – nach und nach – das Recht auf Unversehrtheit ebenso erkämpft wie die stete Erweiterung des räumlichen Abstands, den er zu anderen Menschen einnehmen kann; sie hat ihn in der Zeit der Industriemoderne als Arbeitsvermögen formiert, hat ihm dann im spätmodernen Wettbewerb um das größte Körperkapital, zumal im Netz, immer mehr Perfektion abverlangt, immer mehr Gesundheit verkauft und ihm ein Recht auf sexuelle Selbstbestimmung zugesichert; sie hat ihn älter, pflegebedürftiger werden lassen, damit verletzlicher und zugleich immer kinderloser.

In diesem Sinne steht der Körper gegenwärtig auf der Schwelle zwischen gestern, heute und morgen: Noch prägt das Bild vom perfekt gestalteten individuellen Körper, den die Gesundheits-, Sport-, Ernährungs- und Wellness-Industrien geformt haben, die geläufigen Vorstellungen davon, wie man in der spätkapitalistischen Gegenwart am besten auftreten sollte. Doch diese Vorstellung bekommt Risse und wird porös. Es zeigt sich, dass Menschen sich höchstens für ein paar Jahre ihrer Lebenszeit und nur an wenigen Orten der Welt aus der Verletzbarkeit herauswünschen können. Drumherum, also fast immer und überall, brauchen sie die Nähe anderer. Viele sind einsam. Viele wachen auf, in berührungsloser Gesellschaft, und sehen sich danach um, wo es etwas Berührung gibt, notfalls auch für Geld. Oder sie entwerfen neue Ideen für freiwillige Nähe, also für eine Spätmoderne, die Verletzlichkeit respektiert und den Menschen als berührbar versteht.

Mit gutem Grund: Selbst, wenn man Europas expansive Gewaltgeschichte vor Augen hat, ist es doch unbestritten, dass sich das moderne Recht mehr und mehr dem Schutz vor Gewalt zu-

gewandt hat. Es gilt heute als unmoralisch, die Verletzlichkeit anderer durch eigene Macht auszunutzen. Skeptischen Beobachtern gehen zwar Fortschrittsdiagnosen nur noch zögerlich über die Lippen, doch hier ist das Wort einmal angebracht: Es gibt diesen Fortschritt, der seit der Mitte des 18. Jahrhunderts nach und nach errungen wurde. Niemand soll einem anderen ungebeten oder gar gewaltsam zu nahe kommen. Was für den Menschen im Allgemeinen zutrifft, gilt im Besonderen für Frauen, Kinder und Alte, deren Unversehrtheit allzu lange kaum der Beachtung wert schien – man denke nur an die Heerscharen von Dienstmädchen, die in bürgerlichen Haushalten den Übergriffen der Hausherrn ausgesetzt waren. Seit ein paar Jahrzehnten erst wird die spezifische Schutzbedürftigkeit einer jeden und eines jeden Kindes in Deutschland garantiert, in Gestalt von Verfassungsgrundsätzen und Straftatbeständen. Das könnte gelassener machen und offen für andere.

Doch der historisch so junge Schutz vor Übergriffen scheint für viele noch spürbar fragil. In Sachen unfreiwilliger Berührung ist die Gesellschaft endlich hochaufmerksam. Die brodelnde Debatte um die massenhaften sexuellen Belästigungen, die unter dem Hashtag #Me-too geführt wird, beweist es eindrucksvoll.⁵ Ein weiterer Fortschritt wird deutlich: Die Normen haben sich tatsächlich verschoben. Endlich ist breitenwirksam und öffentlich sagbar, dass der Körper ein einklagbares Recht hat; über erlittenen Machtmissbrauch muss nicht mehr geschwiegen werden. Mehr noch: Endlich sind auch Männer als Verfechter derselben Güter präsent, weil sich die Erfahrung verbreitet, dass es sich schöner freiwillig liebt als in den konventionellen Mustern der Macht.

Und doch ist die Verunsicherung spürbar groß, was morgen aus dem Unversehrtheitsversprechen werden soll. Eine Rückkehr von Unfreiwilligkeit und Übergriffen erscheint manchen denkbar. Ich möchte deshalb mit diesem Buch auch dazu beitra-

gen, dass die fragilen Errungenschaften der Moderne erkennbar werden, denn auch sie sind am lebendigen Leibe zu spüren: als freiwillige Nahbarkeit und als angstlose Offenheit, die rechtlich geschützt sind. Sie bilden immerhin eine Alternative, eine reale Möglichkeit der Geschichte, selbst, wenn sie nie als sicher oder garantiert gelten können.

Ist die Aufmerksamkeit für die Verunsicherung erst einmal geweckt, springt einem bei jeder Lektüre, bei jedem Weg auf die Straße, ins Kino oder ins Netz eine Vielfalt an Zeichen ins Auge: Da gewinnt ein Film im Februar 2018 die Berlinale, der das Publikum aufwühlt, weil er die Berührungsangst und die Berührungsbedürftigkeit von Menschen zum Gegenstand einer siebenjährigen Recherche gemacht hat, die übliche Normen des Begehrens nicht erfüllen: Adina Pintilies Film *Touch me not*. Der erfolgreichste aller französischen Filme der Nachkriegszeit, der in Deutschland unter dem Titel «Ziemlich beste Freunde» in die Kinos kam, hieß im Original *Intouchables*. In ihm erfährt ein alternder Schwerstverletzter durch einen jungen Outlaw die körperliche Pflege, die seither wie ein menschenfreundliches Ideal körperlicher Nähe und Berührung gefeiert wird. Oder in der alltäglichen Realität: Da sucht eine Universitätsklinik nach Pflegekräften und druckt ihre Stellenanzeige auf dem Hintergrundbild von maximal vergrößerten Papillarleisten einer Fingerspitze ab: «Fingerspitzengefühl? Ohne geht's nicht». ⁶ Und Berührung wird politisch bühnenreif eingesetzt: Der junge Präsident Emmanuel Macron gestaltet nun die Beziehungen zu den Vereinigten Staaten vor den Augen der Weltmedien durch wohlbedachte Berührungen von Präsident Trump. ⁷

Eines Tages habe ich begonnen, all diese Auffälligkeiten im Straßenbild, in Begegnungen, in den Wissenschaften und Medien, in Gesprächen, der Philosophie, in Filmen und in der Literatur zu notieren. Das Buch, das so entstand, gliedert sich in seinen vier Kapiteln nach den vier Sphären des epochalen Wan-

dels, deren Schauplatz der Körper ist. Und auch wenn man in Büchern nun mal die Kapitel nacheinander abdrucken muss, so habe ich mich doch bemüht, die einzelnen Abschnitte so abzufassen, dass man im Grunde mit dem Lesen überall anfangen kann, mit jedem Kapitel.⁸

Da ist erstens die Sphäre, in der es unmittelbar um die physische Berührung der menschlichen Haut und ihre Unersetzbarkeit geht, vom menschlichen Tastsinn über das Fingerspitzengefühl und die sexuellen Revolutionen der Gegenwart bis zu den Berührungen, die Kindern, Kranken oder Alten fehlen und der Sorge, ob der Mensch vergisst, dass er ein Säugetier ist (Kapitel 1). Dann ist da zweitens die rechtlich-politische Sphäre, in der seit Beginn der Moderne um ein Recht auf körperliche Unversehrtheit gekämpft wurde, während viele Körperqualen noch lange Zeit rechtens blieben, und ich will davon berichten, welche politische Kraft aus dieser Ungleichzeitigkeit erwuchs (Kapitel 2). Das dritte Kapitel wird davon handeln, wie es kam, dass Menschen in Europa einander nicht mehr auf die Pelle rücken müssen, sondern mit so viel räumlichem Abstand zueinander leben, dass unfreiwillige Nähe und Berührung seltener werden, dass für die Freiwilligkeit neuer Spielraum entstand und doch viel ungewollte Einsamkeit herrscht (Kapitel 3). Und schließlich möchte ich zeigen, wie die spätmoderne Gesellschaft mit ihrer Dynamik dazu beiträgt, dass sich heute die Frage nach dem verletzbaren Körper in bisher ungekannter Dringlichkeit stellt: Jeder trägt jetzt seinen Körper zu Markte, auf einem Arbeitsmarkt, der ihn genau betrachtet und nicht alle braucht; auch um der Wettbewerbstauglichkeit willen ziehen sich viele in Unberührbarkeiten zurück, während Kunst und Philosophie nach anderen Antworten suchen (Kapitel 4).

Einen Vorbehalt möchte ich aber voranschicken: Wo immer ein roter Faden gesponnen wird, wirkt er leicht wie ein übermächtiger Megatrend im Singular, als bestimme er alles Gesche-

hen. So geraten das wimmelnde Multiversum und die aus ungezählten Fäden gewobene Textur moderner Gesellschaften aus dem Blick, aber auch die Vielfalt, mit der Kulturen weltweit Übergriffe ächten und Nähe ermöglichen. Um es ausdrücklich zu sagen: Der Schutz körperlicher Unversehrtheit ist historisch wirklich keine europäische Spezialität. Ebenso fern liegt es mir, die freiwillige Nahbarkeit zu einer europäischen Besonderheit zu erklären. Unbestreitbar scheint mir hingegen zu sein, dass Umbrüche am Körper ausgetragen werden.⁹ An der eigenen Gesellschaft, die mir am lebhaftesten begegnet, möchte ich diese Geschichte beschreiben. Und so hoffe ich, alles in allem, ein paar Anhaltspunkte dafür geben zu können, warum auf jenem Plakat im Bahnhof Jena Paradies sich eine junge Frau in der Dusche ausgerechnet von der Umarmung eines Seifenphantasmas den Schutz verspricht, den sie braucht.

1. Kapitel

Fingerspitzengefühl: Vom Berühren

1.1 Antastbar: Zu Besuch beim Tastsinnexperten

Berührung will bedacht sein. Hand geht, Unterarm auch. In den meisten Kulturen akzeptieren es Menschen gegenwärtig, dass sie von Fremden an den Händen berührt werden, zumal wenn es eine rituelle Form wie den Handschlag gibt, der auch Abstand hält. Fast alles andere finden sie unangenehm, und Berührungen im Gesicht oder Genitalbereich gehen gar nicht. Etwas anders verhält es sich bei sogenannten nahestehenden Menschen: Schultern, Kopf, Rücken dürfen die zumeist leicht berühren, also Familie oder Freunde, das fühlt sich unkritisch an.¹ Alles andere: eher unangenehm. Freiwillige Umarmungen ausgenommen.

Und doch unterscheiden sich die Kulturen danach, wie offen sie für Berührung sind: In Puerto Rico, so zeigen Studien, tauschen Einheimische während eines Gesprächs in einem Lokal etwa 180 Berührungen in der Stunde aus.² In Frankreich hat man 110 Berührungen in 30 Minuten gezählt, während es in den USA nur deren zwei sind.³ Und außerdem gibt es auch

noch die Berührungen, die erkennbar etwas wert sind: zum Beispiel, nachgewiesen, gibt es in Europa im Restaurant mehr Trinkgeld, wenn die Bedienung den Gast leicht streift, beiläufig, etwa am Oberarm.⁴ Ich wüsste gern: Warum ist das so? Was weiß man über Berührung?

Handschlag, der Tastsinnforscher Martin Grunwald erwartet den Besuch vor seinem Labor. Ein feingliedriger Mann Anfang fünfzig, randlose Brille, roter Wollpullover, Gründer des Haptiklabors am Paul-Flechsig-Institut für Hirnforschung der Universität Leipzig, medizinische Fakultät, im Souterrain. Ein Pfeifenraucher, sächsische Färbung des Tonfalls. Eine Koryphäe seines Fachs, doch aus dem legendären MIT in Boston ist er freiwillig nach Deutschland zurückgekehrt, die ständige Präsenz der militärischen Nützlichkeit war nichts für ihn.

Er hat ein Standardwerk der Haptikforschung geschrieben, *Human Haptic Perception*, von 2008. Und unlängst hat er ein Update in populärer Form nachgelegt: *Homo Hapticus*, 2017 erschienen, in dem er zusammenführt, was man weiß, zum Beispiel die Sachverhalte, mit denen ich dieses Kapitel eben begonnen habe. Im *Homo Hapticus* erklärt er, warum Menschen zwar ein Leben als Blinde oder Taube oder Geruchssinnlose führen können, aber sie können wie andere Primaten nicht gedeihen, wenn sie ohne Hautkontakt leben, also nicht tasten und berührt werden. Haut an Haut: Das ist die Erfahrung, aus der das Gedeihen ist. Der Körperkontakt mindert den Stress und stimuliert von der Geburt an die Hirnentwicklung, das Wachstum des Hippocampus, mithin die Gedächtnisleistung wie das physische Wachstum.⁵ Wenn Menschen gar keine Berührung erfahren wie jene traurig berühmten Kinder in den rumänischen Waisenhäusern, dann gehen sie ein.⁶

Nur ist merkwürdigerweise der Tastsinn dennoch das absolute Stiefkind in der modernen Sinnesforschung: «Auch als <Mutter der Sinne> bezeichnet, wurde dem Tastsinn bisher we-

nig Aufmerksamkeit zuteil», bedauert etwa die Anthropologin und Verhaltensforscherin Nina G. Jablonski, Direktorin des Center for Human Evolution and Diversity in Pennsylvania, «und seine Bedeutung in der Evolution der Primaten ist wenig erforscht».⁷ «Weltweit», steht in Grunwalds *Homo Hapticus*, «forschen nur wenige Hundert Wissenschaftler zu den grundlagen- und anwendungsbezogenen Aspekten der menschlichen Tastsinnwahrnehmung». Warum ist das so?

Ein paar Stufen hinab, um die Ecke, dann sind wir an einem Ort angekommen, der den Reiz einer anderen Zeit ausstrahlt, ein wenig europäisches 1750 liegt in der Luft: ein Bastellabor, Forschung als Menschenerfahrungskunde, spürbar, begreiflich, für alle Sinne. Hier steht in hölzernen Regalen und Schubladen, was sich an Ertastbarem und Handwerkszeug nur vorstellen lässt, denkbar analog, unerfindliche Flüssigkeiten, Gewinde, Stoffe, Rollen, Bänder. Plus Sägen, Hammer, Zangen, Schraubenzieher. Wenige Bücher. Kaum Bildschirme. Alles ist angenehm in feine Schwaden von Pfeifenrauch gehüllt. In diesem Forschungslabor im Universitätskeller in Leipzig sitzt also nun Martin Grunwald und stopft die Pfeife. «Ohne Kontakt zu den Dingen findet man nichts heraus», sagt er mit einem Blick auf seine Werkstatt.

Warum ist der Tastsinn so wenig erforscht? In seiner Schrift über die Seele hat Aristoteles schon in der Antike die *basics* festgehalten, dass nämlich der Tastsinn der einzige der menschlichen Sinne ist, ohne den das Tier Mensch eingehen müsste – und hat hinzugefügt, dass Menschen allerdings auch sterben, wenn sie exzessiv berührt werden, also mit Gewalt: Damit war das Dilemma der menschlichen Natur formuliert.⁸ Grunwald schüttelt den Kopf, eigentlich unbegreiflich, warum der Mensch heute seine allernatürlichste Natur nicht zur Kenntnis nimmt oder sogar bestreitet. «In den vergangenen 200 Jahren haben wir uns irrsinnige Mühe gegeben zu vergessen, dass wir Säuge-

tiere sind», sagt er. «Aber es hilft ja nichts, wir sind Säugetiere. Und wenn wir in jeder Hand zwei Handys hielten: Menschen brauchen Hautkontakt, sonst wissen sie nicht sicher, dass sie existieren. Sonst werden sie von Angst und Stress beherrscht.» Ohne intaktes Tastsinnsystem wissen sie nicht, wo vorn und hinten ist, oben und unten, rechts und links, sind verloren im Raum. Einem Menschen wird schwindlig, sobald er das nicht mehr weiß. Er geht sich selbst verloren.⁹

Wenn also die Würde laut Grundgesetz unantastbar sein soll, der Mensch selbst ist es nicht. Er tastet und braucht Berührung. Lebendige Haut. Er sucht sie. Sie tut ihm gut. Davon ist Grunwald überzeugt, bei ihm stehen viele Sätze wie dieser zu lesen: «Etwas, das meinen Körper berührt, zugleich warm und weich ist, ist gut für meinen Körper.»¹⁰ Das wisse ein menschliches Wesen dank der neun Monate, die es im Uterus der Mutter verbracht habe. Die Forschung gibt ihm recht, sie hat in den vergangenen zwanzig Jahren einiges zu Tage gefördert: Studien belegen, dass sich das Immunsystem durch Berührungsreize stabilisiert, und dass sie entzündungshemmend wirken.¹¹ Berührung reduziert die Anspannung, sie beruhigt. Sie ist entscheidend für die gedeihliche Verhaltens- und Lernentwicklung von Kindern.¹²

Wer in angenehmen Berührungen lebt, leidet weniger an Depressionen. Kinder, denen es an Berührung fehlt, stehen unter Stress, und nicht nur sie. Alte Menschen, zumal in der Pflege, sind auf wohlmeinende Berührung angewiesen, sie hilft gegen die Angst, lässt den Atem ruhig gehen. Wer ruhig atmet, dessen Skelettmuskulatur ist entspannter.¹³ Bei solcher Berührung wird das Hormon Oxytocin ausgeschüttet, im Gehirn sorgt es für die Senkung des Blutdrucks.¹⁴ Und so fort: die Berührung menschlicher Haut macht stark. Oder wie Martin Grunwald es ausdrückt: «Berührung mobilisiert die ganze körpereigene Apotheke des Menschen».

Die Forschung weiß inzwischen überhaupt die erstaunlichsten Dinge: Das Hören gilt ihr auf Grund seiner physiologischen Natur als eine Form der körperlichen Berührung, die eine vergleichbare Wirkung hat, und so wundert es sie nicht, wenn die Redensart sagt, Musik gehe unter die Haut. Ebenso wenig wundert es, dass Menschen mit Kopfhörern das Straßenbild prägen, die Musik gibt ihnen eine Gewissheit, nicht verloren zu sein. Auch das Singen wirkt ähnlich einer angenehmen Berührung der Haut, es setzt ebenfalls Oxytocin frei. Oder die soziale Einbettung von Berührungsreizen: Halten wir etwas Warmes in der Hand, wird unser Urteil über andere milder. Sind unsere Hände mit rauen Oberflächen in Berührung, so empfinden wir eher Mitgefühl mit dem Ungemach anderer, sind gewissermaßen offener für die Rauheit des Lebens.¹⁵ Anorexiepatientinnen lässt sich durch Neoprenschutzanzüge, die wie eine zweite Haut wirken, nachweislich helfen. Kinder im Tragetuch am Leibe zu tragen, gibt ihnen Ruhe, und unterdessen ist gut bekannt, dass Frühgeborene durch Berührung und Körperstimulation besser gedeihen.¹⁶ Aber die kostspieligen Langzeitstudien fehlen.

Kein Zweifel, für Grunwald ist die Tastsinnforschung die Königsdisziplin, und wenn er sieht, wie schwer sich die Robotik heute damit tut, die menschliche Hand nachzubauen, etwa für Pflegezwecke, dann weiß er genau: Da haben sie noch Arbeit für 300 Jahre. Schneller geht das nicht. 600–900 Millionen tätige Rezeptoren beim Tasten, das bedeutet unvergleichliche Informationsfluten. Wer Pflegeroboter bauen will, komme höchstens in Schritten von fünfzig Jahren voran. Den Tastsinn knacken zu wollen, sagt Grunwald, komme einem Raumfahrtforschungsprogramm gleich, das sei mit zwei bis drei zusätzlichen Assistentenstellen nicht zu machen. Aber wenn er das bei Expertenanhörungen ausspreche, werde er nicht noch einmal eingeladen. Die Vision ist beliebter als die Realität.¹⁷

Wie kommt es, dass die Forschung 200 Jahre Verspätung hat

und dass der Mensch alles tut, um seine Säugetiernatur zu vergessen? Der Grund ist ziemlich einfach, meint nun Grunwald und schüttet uns Kaffee ein, denn wir seien seit 200 Jahren eingleisig unterwegs. Die Moderne, seufzt er dann, wollte seit Descartes' «Cogito ergo sum» nur den Geist ernst nehmen. Den Körper hat sie abgewertet, der Tastsinn galt lange als tierisch. Dass der Aristoteles-Leser Thomas von Aquin im Mittelalter sicher gewesen sei, der Tastsinn sei das erkenntnisleitende Sinnessystem, weil nichts gedacht werden könne, was nicht zuvor gespürt worden sei – alles vergessen. Als habe nicht die blinde Amme des Odysseus den Heimkehrer durch Berührung erkannt: die Narbe am Knie, die sie ertastet, hat der Held sich als Kind zugezogen, an ihr ist er ein Leben lang zu erkennen.¹⁸ Wer liest schon die *Odyssee* oder Thomas von Aquin.

Die Moderne: Für den Berührungsexperten ist sie im Grunde eine körperlose Epoche. Von allen Sinnen zählten fast nur die Augen. Sogar der Gründervater der experimentellen Psychologie, hier in Leipzig, Wilhelm Wundt, sei ein Platon-Leser gewesen, also höchstens für den Sehsinn aufgeschlossen, sonst nur purer Geist. Grunwald rauft sich die Haare: Wo sollen die Forschungsgelder für ein Haptiklabor herkommen, wenn lebendige Berührung in der Forschungslandschaft einer Gesellschaft nichts zählt? Dabei ist deren Wortschatz gepflastert von Ausdrücken, die sagen, wie elementar wichtig Berührung ist: unter die Haut gehen, in Reichweite sein, begreifen und ein Begriff sein, naheliegend, unter Nahestehenden, zum Greifen nah oder eben unantastbar, sich etwas vom Leibe halten oder handgreiflich werden ...

Eben, handgreiflich, von diesem Stichwort muss nun die Rede sein: Denn das Säugetier Mensch hat in seiner Geschichte erfahren, wie verletzbar es ist, und es will daraus lernen. Jedenfalls in der Gegenwart, denn die Moderne ist eine Geschichte der Gewaltexzesse, die Menschen einander zugefügt haben, sie hat

dagegen ein Recht auf körperliche Unversehrtheit und Schutz erkämpft – Herr Grunwald, muss man als Tastsinnforscher nicht ebenso auf die übergriffigen Berührungen achten wie auf die wohltuenden? Übersieht er die Gewalt, hat er nur die wohlmeinende Berührung und ihre Wirkung im Blick? Nun wägt er sichtbar Gedanken ab, Kopf gesenkt, er nimmt sich Zeit. Pfeifenqualm. Und dann taucht plötzlich in seinen Worten die andere Realität des Säugetiers auf: «Jede Berührung kann existenzbedrohend sein, wenn sie in den Körper eindringt. Auf nichts achten Menschen deshalb so sehr wie darauf, dass niemand unkontrolliert in ihre Körpernähe gelangt. Visuelle oder akustische Reize sausen an ihnen vorbei, ganz anders bei Berührungsreizen, keiner bleibt unbemerkt: in Millisekunden prüft jeder Mensch, ob eine Berührung gefährlich ist oder nicht.»

Wer einmal die Erfahrung von Gewalt oder Missbrauch gemacht habe, in dessen Körper präge sich diese für immer ein, wenngleich individuell ganz verschieden.¹⁹ Ist es angesichts dessen nicht leicht zu begreifen, dass Menschen, wenn sie nur können, nach Abstand suchen? Dass sie unfreiwilliger Enge entkommen wollen und in ihrem Alltag zu Künstlern der Distanzierung werden? Da denkt Grunwald wieder eine Weile nach und kommt mit seinen Gedanken schließlich bei der Doppelnatur der Berührungsbedürftigkeit an: «Gewiss, das ist zu begreifen. Aber so sehr wir fürchten, dass einer uns unberechtigt zu nahe kommt, ob durch Gewalt oder durch Unachtsamkeit, so sehr fürchten wir andererseits das Gegenteil von Nähe: die Einsamkeit. Auch ihr wollen wir entkommen. Wir können nicht ohne Nähe.»

Nicht zu nah, nicht zu fern: Es ist ein ewiger Akt der Balance. Wer darf nah kommen, wer muss fernbleiben? Sehnsucht nach Nähe, Angst vor unfreiwilliger Nähe. Sehnsucht nach Abstand. Angst vor Einsamkeit. Die Psychologin Sherry Turkle hat dieses Balancieren zwischen Verletzlichkeit und Einsamkeit, Angst

und Sehnsucht in ihrem Buch *Alone together* auf die kürzestmögliche Formel gebracht: «We are very vulnerable indeed. We are lonely but fearful of intimacy.»²⁰ Und für ein paar kurze Jahre des Lebens zumindest, auf dem sogenannten Zenit der Leistungs- und Wettbewerbsfähigkeit, wollen viele diesen Balanceakt möglichst selbstbestimmt tanzen.

Ein und dieselbe Disposition: der menschliche Körper ist offen, für Wohltat wie für Gewalt, die Wissenschaft aber scheint streng arbeitsteilig zu forschen, und Grunwald steht für das Positive.²¹ Wie kommt es, dass die einen Wissenschaftler bei Berührung primär an das Wohltuende der Nähe denken, die anderen aber als Gewaltforscher die Verletzbarkeit in den Fokus ihrer Aufmerksamkeit rücken, hat er eine Vermutung? Grunwald spekuliert nicht gern. Aber er meint dann im Gespräch testweise, es sei sicher auch eine Frage der eigenen Kindheit und Prägung. Ihm sei es gut ergangen, keine Gewalt, keine Übergriffe. Er sehe das Wohltuende.

Was wohltuend wirkt, ist allerdings strittig. Erst heute wird an den Spitzen des Eisbergs sichtbar, wie üblich bis in die jüngste Gegenwart sexuelle Unfreiwilligkeit war, wie massenhaft sie noch vorkommt, und oft zwangsverkleidet als Lust. Da nimmt unser Gespräch notwendigerweise einen kleinen Exkurs zum öffentlichkeitsbeherrschenden Thema der sexuellen Belästigungen, und Martin Grunwald, in dessen Forschungen diese Frage keine Rolle spielt, macht mit der Entschiedenheit des Tastsinnexperten klar: Es stehe nie objektiv fest, was wohltue, doch spürten es die Beteiligten bei einer Berührung gleich, und zwar beide Seiten, *ob* es wohltue. «Was eine angemessene Berührung ist, wird vom Empfänger entschieden». Die Haut sagt die Wahrheit.²² Und der Berührende merkt es.

1.2 Berührungslos: Ist die Gesellschaft «unterkuschelt»?

Die Haut hat Hunger, so drücken es die Experten aus.²³ Sie will berührt werden, immer wieder – wenn es denn in spätmodernen Lebensverhältnissen noch stetige menschliche Berührungen gäbe. Die Anthropologin Nina G. Jablonski äußert sich besorgt darüber, dass im modernen Leben der körperliche Kontakt generell auf dem Rückzug ist. Sie nennt als Gründe den räumlichen Abstand, die Anforderungen von Mobilität, die technische Kommunikation. Sie ist mit der Sorge nicht allein. Die Öffentlichkeit, die in den Medien seit ein paar Jahren solche Diagnosen abwägt, ist erkennbar irritiert, quer durch alle politischen Lager. Die linksalternative *taz* diagnostiziert auf Grund der jüngsten Forschungen zum Modehormon Oxytocin, unsere spätmoderne Gesellschaft sei «unterkuschelt»,²⁴ denn die freiwillige Berührung unter Menschen, und mithin das Vertrauen seien bei den modernen Distanzierungspraktiken zu Schaden gekommen.

«Der Hauthunger», sagt die schwedische Berührungsforscherin Kerstin Uvnäs Moberg vom Karolinska-Institut in Stockholm, werde nicht mehr gestillt, ein paar Minuten körperliche Berührung pro Tag seien für Menschen nicht genug, um sich in der Welt orientieren und vergewissern zu können.²⁵ Die liberale ZEIT nahm dasselbe Hormon zum Anlass, um in einer Titelgeschichte dessen medikamentöse Verabreichung zur Steigerung des Bedürfnisses nach körperlicher Nähe zu empfehlen.²⁶ Dem zu Grunde liegt die Vermutung, dass der vertrauensschaffende menschliche Oxytocin-Spiegel historisch gefallen ist. Keine zwei Monate später versprach ein weiterer ZEIT-Titel, der jenseits der Käuflichkeit das Heilende und Stärkende der Nähe betont, einem jeden mögliche Abhilfe: «Medikament: Zuwendung».²⁷

Gemeint war als Mittel der Heilung die zugewandte Nähe eines anderen Menschen als Alternative zum pharmazeutischen Medikament.²⁸

Nirgends ist Angst stärker ausgeprägt, so belegt es nun eine weltweit vergleichende Studie des MIT, als in Europa und Nordamerika, dort also, wo besonders viel Platz ist. Zwölfjährige Amerikaner, so hat es eine Studie in Miami ermittelt, empfinden Hautkontakt heute eher als Aggression denn als Zuwendung.²⁹ Gleichzeitig meldet das Touch Research Institute in Miami, was Martin Grunwald in Leipzig seit langem schreibt, dass nämlich Berührung für fast alles Lebensnotwendige förderlich ist, für die Entwicklung der Frühchen, für das Gedächtnis von Alzheimer-Kranken, zur Stärkung des Immunsystems. Und eben zur Heilung.

Was denkt also der Tastsinnexperte Grunwald über die besorgte Diagnose, wir lebten in berührungslosen Zeiten? Stimmt er den Befunden zu? Alles Hypothesen, wenig Belege, brummt der Mann in den feinen Dunstschwaden. Aber was stellen Sie fest, Herr Grunwald, wenn Sie sich mit ihrem geschulten Blick umsehen? Als der Forscher dann von der Gesellschaft erzählt, die er als experimenteller Psychologe beobachtet, fügt sich nichts mehr in einfache Adjektive und Gegensätze.

Er erzählt davon, wie die Versuchspersonen seines Labors sicher sein wollen, dass ihr Handy während der Dauer eines Experiments in Reichweite bleibt und nicht in einem anderen Raum liegt, denn so sehr gleicht das Gerät inzwischen einem eigenen Körperteil, so sehr gleicht seine Berührung einer Selbstberührung, zur Vergewisserung, dass man lebt. Er erzählt von Zahnärzten, deren Patienten während der Behandlung die Handys umklammern.

Grunwald nimmt eine Gesellschaft wahr, in der es leichter ist, sich im Netz einen Sexualpartner zu organisieren als einen vertrauten Menschen zu finden, den man immer wieder umarmen

kann. Dabei ist er sicher: Das menschliche Grundbedürfnis richtet sich nicht auf Sex, sondern auf eine Nähe, die einem die Sicherheit gibt, dass man existiert und nicht allein ist.³⁰ Durch Umarmung oder notfalls durch Äquivalente von Umarmung. Auffällig unruhigen Kindern in der Schule Sandwesten anzulegen, sagt Grunwald, wirke sich wie eine dauerhafte Umarmung aus und sei in der Behandlung von Autismus-Patienten bewährt: die Verlorenheit dieser Kinderkörper im Raum lasse nach, und in ihnen könne so Ruhe einkehren.

Kennt er empirisch valide Befunde für die Diagnose «berührungslose Gesellschaft»? Doch, drei Symptome einer tiefgreifenden Veränderung nimmt der Tastsinnexperte wahr, alle empirisch dicht belegbar, die den aktuellen Stand der Berührungsbedürftigkeit anzeigen: Erstens, dass die expandierende Wellness-Kultur, die ursprünglich vor allem auf Farben und Gerüche gesetzt habe, nun vor allem Körperereignisse wie Massagen verkaufe. Zweitens zeige das wachsende Angebot an sogenannten Kuschelpartys, in denen Fremde – für Geld, nach festen Regeln, ohne Sex – einander anfassen, dass diese eingehegte Form der freiwilligen Berührung im gesamten Spektrum der Gesellschaft sozial akzeptiert und stark nachgefragt sei.³¹ Und drittens sei die steigende Zahl der zumeist felltragenden Haustiere wie Hund oder Katze ein zweifelsfreies Symptom für Berührungsbedarf, 30 Millionen Haustiere insgesamt waren 2015 gemeldet, das sind sieben Millionen mehr als noch 2010, und sie zeigen Wirkung. Wer ein Haustier hält, wird deutlich weniger krank, gesundet schneller, lebt insgesamt länger.³² Der Mensch, sagt Grunwald, schätze es nicht, wenn ihm wohltuende Berührung fehle. Er Sorge für Abhilfe. Und dann lacht er: «Das Säugetier Mensch lässt sich gerade etwas Neues einfallen, um doch ein Säugetier zu bleiben.»

Letzte Frage, Stunden später in diesem Leipziger Souterrain: Was hält der Tastsinnforscher unter den aktuellen Säugetierum-

ständen von dem Dauerkontakt menschlicher Finger mit den glatten Kunststoffoberflächen der Smartphones? War nur eine Frage, doch da passiert etwas wirklich Erstaunliches: Der freundliche, nachdenkliche Mann wird plötzlich sehr wütend. Und traurig. Seine Stimme hebt sich. «Wir veröden. Wir verrotten. Das können Sie genau so schreiben: Grunwald sagt, wir verrotten in der flachen, glatten Welt. Wie verrottet wir sind, sehen Sie an den Sandwesten, die wir den unruhigen Schulkindern umlegen.» Und wie ist es mit der imaginären Berührung, die nur in der Vorstellung wirkt, ob nun vor der Kinoleinwand oder am privaten Pornobildschirm, ist sie ein Ersatz? Grunwald klingt nun beinahe unwirsch. «Nein. Die Biochemie einer Hautberührung kann man durch nichts virtuell simulieren.» Kein Zweifel: Der Mann macht sich wirklich Sorgen um das Säugetier, das sich selbst vergisst.

Dann streckt er mir zum Abschied die Hand hin: ein warmer Handschlag. Auf Wiedersehen. Und mir fällt erstmals auf: Man gibt einander die ganze Hand. Nicht die Finger. Die übliche Berührung findet handflächig und nicht über die besonders empfindsamen und exponierten Fingerspitzen statt.

[...]

Mehr Informationen zu [diesem](#) und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de